

Rainer Greshoff

### *Brauchen wir eine neue Theorienvergleichsdebatte?*

(1) Die Soziologie war bislang wenig erfolgreich darin, über ihre verschiedenen Strömungen und Richtungen hinweg weithin geteilte Beschreibungs- bzw. Erklärungsprobleme zu etablieren, deren Bearbeitung und Erforschung kumulatives Wissen auf der disziplinären Ebene erzeugen lässt. Zwar wird man zwischen soziologischen Forschungsansätzen eine breite Übereinstimmung in der Benennung solcher Probleme ausmachen können. Sobald letztere jedoch konzeptuell präzisiert und auf dieser Basis innerdisziplinär diskutiert werden, kommt darin der so genannte multiparadigmatische Zustand der Soziologie zum Ausdruck – und zwar auf eine Weise, die das eingangs genannte Defizit deutlich werden lässt. Denn aus den entsprechenden Diskussionen resultieren kaum klar geschnittene und disziplinär-übergreifende Problem(lösungs)perspektiven, welche die aus den verschiedenen Richtungen stammenden Konzepte zunächst kritisch geprüft, dann aufeinander abgestimmt und schließlich zusammengeführt hätten, sondern stattdessen unübersichtliche und ausfasernde Diskussionslagen. Dies wird in der Soziologie seit geraumer Zeit auch immer wieder ganz deutlich zum Ausdruck gebracht (Joas & Knöbl 2004: 35; Endreß 2002; Hage 1994: 63f.).

(2) Die unkoordinierte Vielfalt betrifft alle wichtigen Grundlagenbereiche in der Soziologie: die sozialtheoretischen Kerne der verschiedenen Ansätze, also ihre konzeptuellen Ausgangspunkte, weiter ihre methodischen Zugänge zum Sozialen sowie auch ihre erkenntnistheoretischen Positionen und Wissenschaftsverständnisse (Stinchcombe 2001: 86). Dass das so ist, liegt wesentlich auch daran, so meine Annahme, dass bislang ein breit geteiltes Verständnis dessen fehlt, was – jedenfalls in einem Kern, der ein Spektrum bildet, das in kontrollierbarer Weise Differenzen zulässt – als Soziales den zentralen

Gegenstand der Sozialwissenschaften ausmacht und wie dieser Gegenstand methodisch zu erfassen – also zu beschreiben und erklären – ist. Weil das so ist, besteht keine Grundlage dafür, in Auseinandersetzungen um jeweilige Problemlagen kontroverse Positionen darüber insoweit diskutierbar(er) zu machen, dass man sie auf den angedeuteten Kern als eine gemeinsame Basis zurückführen kann. Auf welche Weise in den einzelnen Positionen das Soziale in diesen oder jenen Aspekten zum Ausdruck kommt, kann also nicht so ohne weiteres angegeben werden. Kurz, die Situation ist derart beschaffen, dass man sich in Diskussionen sozusagen konzeptuell aus den Augen verlieren muss.

Wenn das so ist, dann verwundert es auch nicht, dass sich aus dieser Situation die eben skizzierte multiparadigmatische Art von Vielfalt reproduziert, welche man als eine „das Fach seit jeher in seiner Arbeit, seinen Erfolgen und seinem Ansehen sehr schadende(...) interne (...) Spaltung in die diversen Ansätze und Paradigmen“ (Esser 2004: 8) umschreiben kann.

(3) In einem Vortrag auf der DGS-Sektion „Soziologische Theorien“ zum Thema „Die Rationalitäten des Sozialen“ (Tutzing 6.11.2009) habe ich den gerade dargelegten Zustand anhand einer zentralen These von Michael Schmid exemplarisch beleuchtet. In meinen Ausführungen, die im folgenden weitgehend die Vortragsform beibehalten, wird zunächst dargelegt, dass und warum diese These auf Grund der gegenwärtigen Verfassung der Soziologie in der Disziplin nicht „rational“ erörtert und entschieden werden kann. Im Anschluss daran mache ich einen Vorschlag, wie hier Abhilfe geschaffen werden mag und unterstreiche damit, „dass es an der Zeit sein könnte, sich – wie 1974 („1974“ ist eine Anspielung auf die damalige Theorienvergleichsdebatte, R.G.) – zusammensetzen und über die Möglichkeiten und Erforderlichkeiten eines disziplinintegrierenden Theorieprofils nachzudenken“ (Schmid 2009: 210).

(4) Die angesprochene These von Michael Schmid besteht in der dezidierten Verneinung dessen, was – und so habe ich es ja eben auch dargestellt – als Kennzeichen der Soziologie gilt, nämlich dass es sich bei ihr um eine multiparadigmatische Wissenschaft handelt. Es gibt, so sagt Michael Schmid (2004: 59) im Anschluss an Coleman, nur eine Sozialwissenschaft. Von daher glaubt er „nicht an die Existenz theoretisch eigenständiger sozialwissenschaftlicher Paradigmen“ und hält „die Auffassung, die Soziologie zeichne sich durch eine Vielzahl theoretisch ebenso heterogener wie heteromorpher ‚Ansätze‘ aus, für eine Fehldeutung der Leistungskraft des Fachs“ (Schmid 2009a: 17). Denn, so Michael Schmid, der zentrale soziologische Gegenstand, die Handlungsabstimmungen verschiedener Akteure, wird in allen Ansätzen letztlich mit ein und derselben Entscheidungstheorie erfasst. Gegenstand dieser Entscheidungstheorie ist der am Eigennutzen orientierte Akteur. Derart ausgerichtete Akteure sind es, die das soziale Geschehen produzieren und deshalb kommt einer entwickelten Entscheidungstheorie für die Erklärung sozialen Ge-

schehens ein grundlegender Stellenwert zu. Pointiert formuliert: Sozialtheorie kann nur funktionieren, wenn sie mittels einer solchen Entscheidungstheorie mikrofundiert wird (Schmid 2006: 29).

(5) Laut Michael Schmid, und das macht in meinen Augen die eigentliche Herausforderung seiner These aus, ist es diese Mikrofundierung, die – in der Konsequenz und zugespitzt formuliert – in allen sozialtheoretischen Ansätzen vorkommt. Tragweite und mögliche Auswirkungen seiner These sind erheblich: Ein Gutteil unserer seit Jahrzehnten gepflegten Auseinandersetzungen in der Soziologie würde hinfällig. Vermeintliche Differenzen der verschiedenen Ansätze ließen sich von der gemeinsamen Mikrofundierung her schnell auflösen und produktiv wenden. Viele in unergiebigem Kontroversen gebundene Energien könnten dadurch frei werden. Und eine stärkere kumulative Wissensentwicklung der Soziologie, deren fehlende Möglichkeit Merton ja mit Recht, wie ich finde, als das große Desiderat der Disziplin bezeichnet hat (Merton 1995: 4-7), rückte in greifbare Nähe. Auch die Darstellung der Soziologie, wie ich sie oben (Nr. 1/2) formuliert habe, müsste dann anders angelegt werden.

(6) Man kann nun mit Blick auf die behauptete *eine* Sozialwissenschaft abwinken und sagen, die These sei offensichtlich völlig absurd. Dafür mag man auf die deutliche Ablehnung einer solchen Mikrofundierung etwa bei Luhmann oder in der Praxistheorie verweisen, um nur zwei aktuell einflussreiche Ansätze zu nennen. Eine solche schnelle Zurückweisung will ich aber auf folgende Weise verunsichern: Die These, dass es im Grunde nur eine soziologische Theorie gibt und nicht eine Vielzahl grundlegend unterschiedlicher, ist auch früher schon aufgestellt worden. Coleman habe ich bereits erwähnt. Dessen Position ist aber wegen seiner gedanklichen Nähe zu Michael Schmid vielleicht nicht so aussagewirksam wie andere Fälle. Einer von diesen ist Parsons. 1937, in „The Structure of Social Action“, schreibt er mit Blick auf die verschiedenen Theorieansätze seiner Zeit: „the differences are not so great as they appear at first sight. There is a substantial common basis of theory if we will take the trouble to dig deep enough to find it.“ (Parsons 1937: 774) Das „wenn wir nur die Mühe auf uns nehmen, tief genug zu graben, um die gemeinsame Basis zu finden“ deutet schon an, dass es wohl nicht so ganz leicht ist, diese Basis soziologischer Theorien herauszufinden. Festzuhalten ist aber erst einmal, dass für Parsons die These von der einen soziologischen Theorie nicht absurd, sondern plausibel erscheint – von seiner Integrationsperspektive her gesehen wohl auch nicht ganz überraschend.

(7) Der zweite Fall ist Hondrich. Im Verlaufe der Theorienvergleichsdebatte schreibt er, und zwar nach dem Kasseler und dem Bielefelder Soziologiekongress, als die ersten Vergleichsrunden schon gelaufen sind: „Die Vielfalt der Theorien und Paradigmen, als die sich Soziologie heute präsentiert, täuscht darüber hinweg, daß es nur eine soziologische

Theorie gibt.“ (Hondrich 1978: 314) Hondrich war sicher, dass sich die Unterschiede zwischen den verschiedenen Ansätzen im – wie er es nannte – „konsequenten Vergleich“ entscheidend minimierten und man zu einer Theorie höheren Allgemeinheitsgrades gelangen würde. Zu einem solchen konsequenten Vergleich ist es dann im Rahmen der Theorienvergleichsdebatte nicht mehr gekommen. Schon nach der ersten Vergleichsrunde in Kassel hat man ja den Versuch aufgegeben, die verschiedenen Ansätze zwecks ihrer Verhältnisbestimmung in einer übergreifenden Perspektive diskursiv zusammenzuführen.

(8) Von der Tendenz her gibt es noch einen dritten Fall, und zwar – auch wenn ich ihn eben in Nr. 6 als Beleg für Theorienvielfalt genannt habe – Luhmann, genauer: den früheren Luhmann. 1978 schreibt er zur Begründung seiner These von der multiplen Paradigmatase, dass „das Spiel (um die theoretischen Grundlagen der Soziologie, R.G.) (...) im Grunde (...) mit wenigen Figuren gespielt“ wird (Luhmann 1981: 50). Diese Aussage macht er mit kritischem Blick auf die These vom Theorienpluralismus in der Soziologie. Die behauptete Pluralität von Theorieansätzen schätzt er so ein, dass die verschiedenen Ansätze sich zwanghaft und bloß verbal voneinander abgrenzen, ohne die je eigene Position mit den anderen Positionen in einer seriösen Problemanalyse gegeneinander abgeglichen zu haben. Luhmann selber hielt diesen Pluralismus für illusionär, das macht seine Aussage von den wenigen Grundlagen-Figuren deutlich. Und dieses Illusionäre soll seine Wendung von der „multiplen Paradigmatase“ ironisch-sarkastisch unterstreichen. Auch wenn Luhmann wohl nicht von nur einem soziologischen Theorieansatz ausgeht, einen großen Pluralismus gibt es offenbar für ihn nicht.

(9) Welche Relevanz haben nun diese Fälle? Der Punkt, auf den ich zunächst hinaus will, ist folgender: Ob die Thesen von der einen soziologischen Theorie oder den wenigen Grundlagen-Figuren zutreffen, ist bis heute nicht erforscht. Man kann somit gut begründet gar nicht entscheiden, ob die Thesen richtig oder falsch sind, einen plausiblen und ausbaubaren Kern haben oder ins Reich der Märchenwelt gehören. Das liegt vor allem daran, dass es die für eine Untersuchung der Thesen notwendigen Vergleiche der verschiedenen soziologischen Theorieansätze nicht gegeben hat, anhand derer die Triftigkeit der Thesen zu belegen oder zu widerlegen wäre. Und es kann solche Vergleiche, so meine Annahme, so lange nicht geben, wie das systematische Problem, das seinerzeit wesentlich für die Initiierung der Theorienvergleichsdebatte war, weiterhin seiner Bearbeitung harrt, was bis heute der Fall ist. Ich will das kurz erläutern.

(10) Rolf Klima hatte das gerade angesprochene systematische Problem Anfang der 70er Jahre dahingehend auf den Begriff gebracht, dass es in der Soziologie nicht gelungen sei, von dem „Chaos der Meinungen“ zu einer organisierten Ideenkonkurrenz zu gelangen, in

der die aufgestellten theoretischen Ansätze einer rigorosen logischen und empirischen Überprüfung unterworfen werden, so daß man feststellen kann, welche Theorien brauchbar sind und welche nicht“ (Klima 1971: 214). Die Konsequenzen einer derartigen Theorienvielfalt beschreibt er folgerichtig als „Pseudo-Pluralismus“, da die einzelnen Positionen in ihrem Verhältnis zueinander ungeklärt sind.

(11) Der hier wichtige Punkt ist die von Klima angeführte „logische Verhältnisbestimmung“ der verschiedenen Ansätze, also die Frage, in welcher Weise sie sich in systematischer Perspektive gleichen oder unterscheiden. Mit Blick auf die Vergleichsdebatte der 70er Jahre ist festzustellen, dass sie diesbezüglich so gut wie nichts gebracht hat. Ich habe das eben schon angedeutet: Nach der ersten Vergleichsrunde in Kassel, als die fünf am Vergleich beteiligten Theorieansätze ihre Positionen dargestellt und erste vergleichende Hypothesen formuliert hatten, als es dann darum hätte gehen müssen, eine fundierte – und im Sinne Klimas – „logische Verhältnisbestimmung“ vorzunehmen, brach die Runde auseinander (Greshoff 2010). Dass die anschließende Neuausrichtung der Vergleichsdebatte in Bielefeld in punkto Verhältnisbestimmung der Ansätze nicht weiter gekommen ist, macht folgende Aussage von Richard Münch überaus deutlich. Weil das eine, wie ich finde, sehr bemerkenswerte Aussage ist, gebe ich sie hier etwas ausführlicher wieder:

Die Veranstaltung „Theorienvergleich“ auf dem Soziologentag in Bielefeld, so Richard Münch (1978: 1056), „hat mit aller Deutlichkeit bestätigt, welche Folgen die ständige Mißachtung gemeinsamer Regeln der Kritik (...) in der soziologischen Theoriebildung hat: An die Stelle der Theorienkonkurrenz tritt die Theorieanomie und das Abhalten von Monologen. Es besteht überhaupt keine Möglichkeit, theoretische Behauptungen zu kritisieren und irgendeine Aussage als Irrtum auszuschneiden. Alles ist möglich, keine Aussage kann scheitern (...). Solange dieser Zustand der Anomie in der Soziologie nicht durch Theorienkonkurrenz auf der Basis gemeinsam anerkannter Regeln der Kritik (...) überwunden wird, muß der Soziologie mit Recht die gesellschaftliche Anerkennung als Wissenschaft und als Profession mit einem institutionalisierten Kodex berufsethischer Normen versagt bleiben.“

(12) Soweit Richard Münch mit einer sicher starken These, der heute vermutlich mehr als damals widersprochen würde. Aber auch wenn mancher Punkt seiner Ausführungen nicht mehr haltbar scheint, die Darstellung der Theorienkonkurrenz als anomisch ist meiner Ansicht nach immer noch zutreffend. Seine Kernthese „Alles ist möglich, keine Aussage kann scheitern“, lässt sich heute doch folgendermaßen zuspitzen: Alles, was sprachlich-grammatikalisch korrekt und halbwegs intelligent garniert mit soziologischen Schlüsseltermini konstruiert werden kann, ist möglich! Im Grunde jedenfalls ist die Position von Richard Münch eine Wiederholung der Aussagen von Rolf Klima von 1971 mit der Botschaft: Es hat sich an dem systematischen Problem, das der Vergleichsdebatte zugrunde

lag, in den folgenden Jahren nichts geändert. Und diese Schlussfolgerung kann man bis heute ziehen. Das hat, neben anderen, Andreas Balog in seinen verschiedenen Arbeiten bis kurz vor seinem Tode immer wieder belegt. Nämlich dass es, wie er es formuliert hat, keine weithin akzeptierte Antwort auf die Frage gibt, ob die verschiedenen Theorieansätze einander ergänzen oder ob sie überhaupt miteinander kompatibel sind (Balog 2001: 5).

(13) Man muss also so resümieren: Was die Vergleichsdebatte, die dann Anfang der achtziger Jahre ausläuft, letztendlich bewirkt hat, ist die Etablierung eines „legitimen Pluralismus“, wie er dann etwa im Rahmen der Sektion „Soziologische Theorien“, die sich ja aus der Theorienvergleichsdebatte heraus gegründet hat, bis heute praktiziert wird.<sup>1</sup> Auch wenn ein solcher legitimer Pluralismus keineswegs prinzipiell gering geschätzt werden sollte, so ist dieser Pluralismus, das muss man sich klar machen, nichts anderes als ein Pseudo-Pluralismus im Sinne Rolf Klimas. Die systematisch-logischen Verhältnisse, in denen die verschiedenen Theorieansätze zueinander stehen, sind nach wie vor ungeklärt. Bislang wurden nicht die Bedingungen und Mittel für eine „organisierte Ideenkonkurrenz“ geschaffen, um disziplinweit eine solche Verhältnisbestimmung auch nur auf den Weg zu bringen (von daher ist auch meine Eingangsdarstellung des Zustandes der Soziologie begründet).

(14) Im Grunde ist dieser Zustand eine Art von Forschungsbehinderung. Denn verbindet man mit Wissenschaft den Anspruch, möglichst gut begründete Konzepte zu entwickeln, dann gehört dazu auch, möglichst gut begründet zwischen verschiedenen Positionen entscheiden zu können. Das ist zu einem guten Teil das, was „landläufig“ die Rationalität von Wissenschaft ausmacht. Trifft meine Annahme zu, dass heute eine These wie die von der einen soziologischen Theorie wegen der fehlenden Verhältnisbestimmung in einer angemessenen Weise disziplinweit gar nicht untersucht werden kann, dann ist das eine Einschränkung, die unter Rationalitätsgesichtspunkten bedenklich ist. Ich erinnere nur daran, dass durch eine Bestätigung der These ein Gutteil von Auseinandersetzungen hinfällig werden könnte, kumulative Forschung in ganz anderem Maße möglich wäre, usw., usf.

(15) Soll sich an diesem Zustand etwas ändern, müssen wir nach gut 30 Jahren praktiziertem Pseudo-Pluralismus andere Formen der „organisierten Ideenkonkurrenz“ entwickeln. Die bisherige Form führt nicht weiter. Auf das hier verhandelte Problem bezo-

---

<sup>1</sup> M. Rainer Lepsius hat die Etablierung dieses legitimen Pluralismus in seinem letztes Jahr erschienenen Buch ja sehr schön beschrieben (Lepsius 2008: 125).

gen heißt das: Soll sich in punkto Verhältnisbestimmung etwas ändern, brauchen wir ein neues Niveau für den vergleichenden Umgang mit jeweiligen Theoriepositionen.

(16) Was dieses neue Niveau kennzeichnen sollte, will ich so umreißen: Um in der Disziplin möglichst gut begründet aneinander anschlussfähige Forschungen betreiben zu können, müssen wir in fundierter Weise wissen, ob wir über dieselben Dinge reden, wenn wir meinen, über dieselben Dinge zu reden. Das können wir aber nur bzw. ein derart fundiertes Wissen haben wir nur, wenn die Begrifflichkeiten und Hypothesen der jeweiligen Theorieansätze von einer abstrakt-übergreifenden Konzeptebene her koordiniert werden. Auch die These von der einen soziologischen Theorie ist ohne eine solche übergreifende Konzeptebene keiner Klärung zuzuführen. Eine solche Konzeptebene halte ich für unabdingbar, um belastbares Wissen darüber zu bekommen, ob wir tatsächlich über dieselben Dinge reden, wenn wir meinen, über dieselben Dinge zu reden. Denn auch wenn wir dieselben Worte benutzen, ist das ja keineswegs eine Garantie dafür, dass wir über dieselben Gegenstände sprechen. Man denke nur daran, wie unterschiedlich das Wort „Handeln“ in so genannten handlungstheoretischen Ansätzen bzw. innerhalb der Luhmann-Tradition benutzt wird. Oder das Wort „soziales System“. Im Oktober 2009, auf der Tagung zu „Sozialer Differenzierung“ in Mannheim, war ja ganz deutlich, dass gerade auch innerhalb handlungstheoretischer Ansätze diesbezüglich ganz unterschiedliche Wortgebräuche praktiziert werden. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass es uns mit fast allen Konzepten so geht. Klärt man vor allem in den Grundlagen die jeweiligen Wortgebräuche nicht auf, sind Missverständnisse, Scheinkontroversen und unfruchtbare Auseinandersetzungen vorprogrammiert. Und dies stets aufs Neue und in immer hoffnungsloseren Formen.

(17) Um hier Abhilfe zu schaffen und tragfähige Verhältnisbestimmungen der verschiedenen Ansätze auf den Weg zu bringen, kommt der eben angesprochenen ansatzübergreifenden Konzeptebene eine entscheidende Bedeutung zu. An einer solchen Ebene haben wir ernsthaft bislang kaum gearbeitet. Sie ist aber möglich durch das, was ich distanzierende Abstraktion nenne. Aufgabe dieser Abstraktion ist es, die Konzepte der verschiedenen Ansätze auf einen gemeinsamen begrifflichen Kern hin zu abstrahieren; und zwar dadurch, dass durch diese Abstraktion die Merkmalsstruktur der Konzepte abgeschwächt wird, so dass ein übergreifender begrifflicher Angelpunkt gebildet werden kann. Durch eine solche instrumentelle Abstraktion geht man auf Distanz zu den Ansätzen und kann vermeiden, dass einer von ihnen zum Maß für die anderen wird. Wie das vorzustellen ist, kann ich hier nur ganz kurz an einem vereinfachten Beispiel erläutern, und zwar an Konzepten von Weber, Luhmann und des Makro-Mikro-Makro-Ansatzes (ausführlicher Greshoff 1999, 2008).

(18) Unter der Problemstellung, die kennzeichnenden Eigenschaften sozialen Geschehens zu konzeptualisieren, haben Weber, Luhmann und Vertreter des Makro-Mikro-Makro-Ansatzes so etwas wie rahmensetzende Gegenstandsbestimmungen gebildet. Unter der Fragestellung, was als Konzept des Sozialen bei den Dreien zentral ist und größtmögliche Ähnlichkeiten aufweist, wären diese Bestimmungen als Ausgangspunkt für den Vergleich heranzuziehen. Zu bedenken sind dann folgende Konzepte: bei Weber „soziale Beziehung“, bei Luhmann „soziales System“ und beim Makro-Mikro-Makro-Ansatz „sich über individuelle soziale Handlungen von Akteuren reproduzierende soziale Situationen/Gebilde“. Für weiterführende vergleichende Einschätzungen kann nun im Ausgang von den drei gewählten Konzepten in gleicher Weise auf einen ihnen gemeinsamen konzeptuellen Kern hin abstrahiert werden:

Alle drei Konzepte haben es mit einer Konstellation zu tun, die über gegenseitig aufeinander ausgerichtete bzw. aneinander anschließende Tätigkeiten und daraus resultierende Wirkungen (mindestens) zweier reflexiv-sinnhafter Prozessoren dieser Konstellation – Alter und Ego – konstituiert wird, die sich bei ihren Tätigkeiten an ebenso gegenseitig aufeinander ausgerichteten Dispositionen (Verhaltens-, Erwartungserwartungen usw.) orientieren. Diese Konstellation bildet dann insofern eine eigenständige Einheit, als sie an ein Spektrum bestimmter solcher Tätigkeiten und Dispositionen gebunden und dabei nicht auf die Tätigkeiten usw. einer der Prozessoren zu reduzieren ist.

Soweit der Schritt zu einem übergreifenden konzeptuellen Kern. Der nächste Schritt hätte dann darin zu bestehen, diesen abstrahierten Kern noch etwas zu erweitern und dann zu rekonkretisieren, also ihm Schritt für Schritt unter Bezug auf die Konzepte der drei Ansätze Merkmale hinzuzufügen und diese in ihrem Verhältnis zueinander einzuschätzen, bis man wieder bei den Ausgangskonzepten der Ansätze angelangt wäre, nun aber in geklärter Verhältnisbestimmung. Auf diese Weise sollten Unterschiede bzw. Gemeinsamkeiten kontrolliert herausgearbeitet und dargestellt werden können (vgl. Greshoff et al. 2007).

(19) Der entscheidende Punkt bei der distanzierenden Abstraktion wie bei der Rekonkretisierung ist, dass die hierdurch intendierte Verhältnisbestimmung nur gelingen wird, wenn die für Abstraktion und Rekonkretisierung notwendigen Konzeptvergleiche neuartig organisiert werden. Vergleiche, die einzelne Wissenschaftler je für sich durchführen, um dann deren Ergebnisse zu publizieren, wie es heute meist üblich ist, führen zur Bewältigung des Pseudo-Pluralismus nicht weiter. Sondern es bedarf Vergleichen, die von vornherein als gemeinschaftliche Unternehmungen angelegt werden. Nämlich als so etwas wie dichte Forschungszusammenhänge, in denen die Konzepte jeweiliger Ansätze von ihren Vertretern und Vertreterinnen in der mit distanzierender Abstraktion und Rekonkretisierung umschriebenen Weise gemeinsam aufbereitet und koordiniert werden. Hintergrund dieses Vorschlages, Vergleiche gemeinschaftlich durchzuführen, ist eine These von Stephan Fuchs. Dieser hat in seinen wissenschaftssoziologischen Forschungen

festgestellt, dass naturwissenschaftliche Disziplinen in ihren Forschungen „have institutionalized higher levels of mutual dependence, and hence are cognitively more unified than the more loosely organized social sciences“ (Fuchs 1992: 97). Offenbar hängen Forschungsorganisation und konzeptuelle Entwicklung einer Disziplin zusammen. Die Überlegung, Vergleiche gemeinschaftlich durchzuführen, greift diese These auf und intendiert darüber eine stärkere konzeptuelle Abstimmung in den Sozialwissenschaften.

(20) Mit ein paar Strichen ist nun darzulegen, wie solche Gemeinschaftsunternehmen vorzustellen sind. Denn das ist natürlich der Ort, an dem das passieren soll, was Michael Schmid umschrieben hat mit „dass es an der Zeit sein könnte, sich – wie 1974 – zusammenzusetzen und über die Möglichkeiten und Erforderlichkeiten eines disziplinintegrierenden Theorieprofils nachzudenken“ (siehe Nr. 3). Zwei Punkte scheinen mir für die Organisation des gemeinschaftlichen Vergleichens wichtig. Zum einen ist in thematischer Hinsicht zunächst der Tatsache Rechnung zu tragen, dass die jeweiligen Ansätze komplexe und vielschichtige Gebilde sind. Sie operieren mit einer Fülle von Begrifflichkeiten, Hypothesen und Modellen, die nicht auf einen Schlag zu bearbeiten sind. Von daher sollte der Ausgangspunkt für eine vergleichende Koordination der Ansätze nicht zu komplex, sondern überschaubar, dabei aber möglichst grundlegend und umfassend sein. Es bietet sich dann an, zuerst den Theoriebereich der Ansätze zu bearbeiten, der das Konzeptualisiert, was als Soziales den zentralen Gegenstand der Soziologie ausmacht (mein obiges Beispiel nimmt diesen Theoriebereich ja bereits in den Blick). Parallel dazu und als weiterer Themenkomplex sollten grundlegende methodische Konzepte einbezogen werden, nämlich diejenigen, die angeben, wie die Entwicklung – also die Entstehung, die Reproduktion und der Wandel – des eben genannten Sozialen erklärt werden kann (ich habe diese Fundierung ja bereits oben in Nr. 2 angesprochen).

(21) Der zweite Punkt betrifft die personale Organisation. Auch hier muss zu große Komplexität vermieden werden. Von daher sollte zunächst als Kristallisationskern eine kleine Forschergruppe gebildet werden, also höchstens vier bis sechs möglichst profilierte Ansatzvertreterinnen. Die Koordination der Konzepte zwischen ihnen würde im ersten Schritt in Tandems erfolgen: Reihum würden sich immer zwei Wissenschaftler zusammenschließen und über einen bestimmten Zeitraum in relativ dicht getakteten Abständen im direkten personalen Kontakt sowie im Austausch von Papieren ihre Konzepte bearbeiten. Wenn alle Tandems einmal diese Arbeit erledigt hätten, würden die Tandem-Ergebnisse in der Gesamtgruppe bearbeitet, also verglichen und soweit wie möglich integriert, so dass sich ein übersichtliches Tableau von Verhältnisbestimmungen der beteiligten Ansätze ergäbe. Dieses Tableau könnte dann genutzt werden, um weitere Themenfelder der Ansätze einzubeziehen, aber auch als Basis dafür, den Kreis der an der Forschergruppe Beteiligten nach und nach vorsichtig zu erweitern.

(22) Um noch einmal den Punkt zu verdeutlichen, um den es mir mit diesem Forschungsdesign geht: Wir können für eine vergleichende Koordination der jeweiligen Ansätze nicht direkt mit den Ansatz-Konzepten, so wie sie sind, arbeiten. Diese sind zu unüberschaubar, zu kompakt und zu komplex, als dass wir von ihnen her einen gemeinsamen Angelpunkt fänden. Das ist der Grund, weshalb wir zunächst vereinfachen, also abstrahieren müssen, um dann im Anschluss daran wieder Schritt für Schritt zu rekonkretisieren (vgl. Nr. 17/18). D.h. die am Tandem Beteiligten müssen zunächst gemeinschaftlich einen abstrakten Kern oder zumindest eine Annäherung an einen solchen Kern erarbeiten und diesen Kern dann im Gleichschritt und sich gegenseitig begründend, warum sie so und nicht anders rekonkretisieren, wieder mit Merkmalen anreichern. Da von einem (möglichst weitgehend) gemeinsamen Kern her konkretisiert würde, könnte von allen Beteiligten in jedem Schritt kontrollierbar und transparent geklärt werden, ob bzw. aus welchen Gründen die jeweiligen Ansatz-Konzepte etwa als gleich, komplementär oder entgegengesetzt einzuschätzen sind.

(23) In welchem Maße die Umsetzung dieses Forschungsdesigns gelingen kann, ist sicher offen. Aber die skizzierte Forschungsanlage hat auch den Zweck, Bedingungen zu schaffen, unter denen wir uns in konstruktiver Perspektive gegenseitig verunsichern und dann den daraus sich ergebenden Fragen und erforderlichen Antworten in einem dichten Forschungszusammenhang über einen längeren Zeitraum nicht ausweichen können (wie es ja sonst so gerne der Fall ist) – und die Ergebnisse dann verschriftlicht vorliegen haben, so dass Anschlussforschungen möglich sind. Es geht damit um eine Art Gegenwelt zu der Welt, die Michael Schmid in einer Kontroverse mit Norman Braun folgendermaßen umschrieben hat, nämlich „dass die Multiparadigmatik des Fachs oftmals nur vorgeschoben wird, um sich einen eigenen Schrebergarten von Themen und Methoden zu beschaffen, den man von kritischen Blicken und Fremdinterventionen ungestört (...) bearbeiten kann“ (Schmid 2009: 209). Diese Schrebergartenwelt, dies als Schlusspunkt, hat Kosten, die Bemühungen um eine Gegenwelt legitimieren. Im Anschluss an Merton hat Jonathan Turner (2006: 14) diese Kosten – und auch in Andeutung die Gegenwelt – in jüngerer Zeit so beschrieben: „If sociologists cannot speak with one voice, or at least many voices in a contrapuntal chorus, we will be overshadowed by those disciplines – such as economics – that can. We will not be considered useful in the halls of power, nor will our knowledge be respected by those inside or outside academia. (...) Only with some degree of theoretical unity – on epistemology and problems – will sociology become an important discipline.“ Soweit die eindringlichen Worte Turners, die – der groben Linie nach – dem entsprechen, was ich eingangs zur Lage der Soziologie ausgeführt habe.

## Literatur

- Balog, A., 2001: Neue Entwicklungen in der soziologischen Theorie. Stuttgart: Lucius.
- Endreß, M., 2002: Wider die „Balkanisierung“ der Soziologie. *Berliner Journal für Soziologie* 12: 127-139.
- Esser, H., 2004: Soziologische Anstöße. Frankfurt a.M.: Campus.
- Fuchs, S., 1992: *The Professional Quest for Truth*. Albany: State University of New York Press.
- Greshoff, R., 1999: Die theoretischen Konzeptionen des Sozialen von Max Weber und Niklas Luhmann im Vergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Greshoff, R., 2008: Aufklärung und Integration von Theorienvielfalt durch methodische Theorienvergleiche – die Esser-Luhmann-Kontroverse als Beispiel. S. 187-224 in: A. Balog / J.A. Schüle (Hrsg.), *Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft. Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangszustand?* Wiesbaden: VS.
- Greshoff, R., 2010 (im Erscheinen): Die Theorienvergleichsdebatte in der deutschsprachigen Soziologie. In: G. Kneer / S. Moebius (Hrsg.), *Soziologische Kontroversen: Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Greshoff, R. / Lindemann, G. / Schimank, U., 2007: Theorienvergleich und Theorienintegration – Disziplingeschichtliche und methodische Überlegungen zur Entwicklung eines paradigmavermittelnden „conceptual framework“ für die Soziologie. Arbeitsgruppe Soziologische Theorie (AST)/CvO Universität Oldenburg, Diskussionspapiere 1 (<http://www.uni-oldenburg.de/ast/download/dp/ast-dp-1-07.pdf>).
- Hage, J., 1994: *Sociological Theory: Complex, Fragmented and Politicized*. S. 52-65 in: J. Hage (Hrsg.), *Formal Theory in Sociology*. Albany: State University of New York Press.
- Hondrich, K. O., 1978: Viele Ansätze – eine soziologische Theorie. S. 314-330 in: K. O. Hondrich / J. Matthes (Hrsg.), *Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften*. Darmstadt-Neuwied: Luchterhand.
- Joas, H. / Knöbl, W., 2004: *Sozialtheorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Klima, R., 1971: Theorienpluralismus in der Soziologie. S. 198-219 in: A. Diemer (Hrsg.), *Der Methoden- und Theorienpluralismus in den Wissenschaften*. Meisenheim am Glan: Hain.
- Lepsius, M.R., 2008: Soziologie als Profession. Autobiographische Skizzen. S. 83-149 in: A. Hepp / M. Löw (Hrsg.), *M. Rainer Lepsius. Soziologie als Profession*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Luhmann, N., 1981: *Soziologische Aufklärung 3*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Merton, R.K., 1995: *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin: de Gruyter.
- Münch, R., 1978: Neomaterialistische und systemtheoretische Krisentheorie. S. 1024-1059 in: K.M. Bolte (Hrsg.), *Materialien aus der soziologischen Forschung*. Darmstadt: Deutsche Gesellschaft für Soziologie.
- Parsons, T., 1937: *The Structure of Social Action*. Vol. I + II. New York: Free Press.
- Schmid, M., 2004: Soziologischer Theorienvergleich. S. 23-60 in: Ders., *Rationales Handeln und soziale Prozesse*. Wiesbaden: VS.
- Schmid, M., 2006: *Die Logik mechanismischer Erklärungen*. Wiesbaden: VS.
- Schmid, M., 2009: Theoriebildung und Theoriepolitik in der Soziologie. *Soziale Welt* 60: 199-213.

- Schmid, M., 2009a: Ist die Soziologie eine multiparadigmatische Wissenschaft? Vortragsmanuskript für die Tagung „Die Rationalitäten des Sozialen“ der DGS-Sektion „Soziologische Theorien“ am 5./6.11.2009 in Tutzing.
- Stinchcombe, A. L., 2001: Disintegrated Disciplines and the Future of Sociology. S. 85-97 in: S. Cole (Hrsg.), *What's Wrong with Sociology?* New Brunswick: Transaction.
- Turner, J.H., 2006: Sociological Theory today. S. 1-17 in: Ders. (Hrsg.), *Handbook of Sociological Theory*. New York: Springer.

**Rainer Greshoff** lehrt und forscht an der Universität Oldenburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind Sozialwissenschaftliche Theorie und Interdisziplinarität, Theorienvergleich und Theorienintegration.